

FLUCHT AUF LEBEN UND TOD ...

Die Fluchtkatastrophen der Reichs- und Volksdeutschen in Ost-Mittleuropa 1944/45 Band V/10

Die Flucht vor der Roten Armee aus Ostpreußen

Evakuierung im Oktober 1944, Flucht über das Haff und Überrollung des Trecks durch sowjetische Truppen in Ostpommern im März 1945

Erlebnisbericht des Bürgermeisters Albert S. aus Argenfurt, Kreis Tilsit-Ragnit in Ostpreußen (x001/74-77): >>In unserm Dorf befanden sich nur wenige, als die Russen eindrangen, weil wir schon am 22. Oktober 1944 unsere Heimat infolge Räumungsbefehls verließen. Am

Sonnabend, dem 21. Oktober 1944, war ich mit den volkssturmpflichtigen Männern der Gemeinde nach Raunenhof auf dem Gut des Herrn B. zur Aufstellung des Volkssturms erschienen. Dort traf ich den Rittergutsbesitzer Herrn B. von Gr. Schenkendorf. Der sagte mir: "S., wissen Sie schon, daß wir morgen früh gemeindeweise zu einem Treck zusammengestellt Richtung Braunsberg die Heimat zu verlassen haben?"

Schnell suchte ich einige vernünftige Nachbarn und fuhr sofort, als die Aufstellung des Volkssturms beendet war, per Rad nach Hause. Mit langen Leiterwagen brachten wir die Siedler und Arbeiterfamilien, die kein Fuhrwerk besaßen, zum Bahnhof nach Schulen. Zum Teil sind diese Leute nach Buxtehude bei Hamburg gekommen. Obwohl sich einige von ihnen sträubten, die Heimat zu verlassen, berichteten die anderen später dankbar, daß sie ohne Feindberührung einen Teil ihrer Habe hätten retten können.

... Am Sonntag früh um 9 Uhr sollte der Treck an der Kreuzung der Königsberger und Heinrichswalder Chaussee bei Sandfelde aufgestellt und in Bewegung gesetzt werden. Wer es schaffte, rechtzeitig sein Fuhrwerk marschbereit zu machen, der kam mit. Ich und Nachbar Friedrich E. kamen erst um die Mittagszeit weg. Auf der Königsberger Chaussee neben meinem Hausgrundstück in Argenbrück gesellten sich noch einige Zurückgebliebene. Außerhalb Kreuzingen blieben wir in einer Feldscheune über Nacht. Ich fuhr noch per Rad nach Hause, um 5 Kühe zu melken, den Wasserbassin, der die Tränken belieferte, mit Wasser zu füllen und bat die Soldaten, die schon beim Morgengraue einrückten, sie möchten vor dem Abzug das Vieh freilassen. ... Danach verließ ich mit tränenden Augen meinen Hof.

Von Kreuzingen fuhren wir zusammen mit unserem Nachbar E. und den anderen über Liebenfelde, Labiau, Königsberg auf Braunsberg zu. In Wagten bei Wormditt war unser Quartier bestimmt. In der Nähe war der Flugplatz. Da die Bauern der Umgegend noch mit der Feldarbeit beschäftigt waren, fuhren wir Baumaterial zum Bau von Flugzeughallen. Jetzt hieß es, die Fliegerschule besetzt die nächstgelegenen Quartiere. Wir mußten diese Quartiere räumen. Einige kamen nach Mighnen und einige nach Bürgerwalde. Schon waren wir 10 km von den anderen Nachbarn entfernt.

Als die Russen immer näher kamen und Mighnen, wo wir lagen, und Heinrikau in Brand schossen, verließen ich und unser Quartierwirt querfeldein das Gehöft, weil die Chaussee Mighnen - Heinrikau unter schwerem Beschuß war. Die in Korbsdorf quartierenden Nachbarn aus Eichendorf wurden dort schon von den Russen ausgeplündert, die Frauen nach Russenart belästigt. Ich und mein Quartierwirt, Bezirksbauernführer P., bezogen in Sonnenwalde bei Frauenburg Quartier. Der Pfarrer, auf dessen Gehöft wir lagen, mahnte uns damals noch immer, die weitere Entwicklung abzuwarten.

Auf einmal hieß es: Rette sich wer kann. Ein anderer Weg als über das Haff war nicht mehr offen, und nun ging es Richtung Heiligenbeil. Dort standen wir einige Tage auf einem großen Platz außerhalb der Stadt. Unterwegs hatte ich meinen Nachbarn Erich F. aus Eichendorf ge-

funden. Wir wollten zusammenbleiben. Am 17. Februar 1945 betraten wir das Haff. Es wurde dunkel. Die Eisdecke war unsicher, wir mußten halten.

Am 18. Februar morgens früh ging die Fahrt weiter. Diese Eisdecke war morsch, viele offene Stellen waren überbrückt oder mit Tannenbäumchen gekennzeichnet. Wieviel Wagen dort bereits untergegangen waren und wieviel Menschen und Tiere dort umgekommen sind, das sahen nur die Flüchtlinge, die das Haff passierten.

In Schlawe bezogen wir Quartier. Da unsere alte Mutter krank wurde, blieben wir dort einige Tage. Am 6. März machten wir uns auf den Weg, aber ohne Ziel. Die Pommern kamen uns von Rügenwalde schon entgegen. "Wo wollt ihr hin? Hinter uns kommen schon die Russen!" Wir drehten auch um und schlossen uns ihnen an, und nun ging's Richtung Stolpmünde.

Am 7. März 1945 kamen wir abends in Saleske, Kreis Stolp, an der Ostsee an. Dort traf ich unseren Nachbarn Kurt B. Ein Teil der Einwohner war an den Strand geflüchtet. ... Die Straße war, soweit das Auge sah, von Trecks blockiert. Meine alte Mutter und ich blieben über Nacht auf dem Wagen, während die Frau und Schwester in den überfüllten Quartieren ein Obdach suchten.

Beim Morgengrauen, am 8. März 1945, legte ich den Pferden Futter vor und ging die Frauen rausholen, um weiterzufahren. ... Kaum hatte ich das Hoftor geöffnet, da kamen mir 3 Russen mit schußbereiten Gewehren entgegen: "Komm her, wohin deutsche Soldaten?"

Unsere Soldaten kamen aus westlicher Richtung durch das Dorf gelaufen. Nach kurzem Gefecht lagen unsere Soldaten erschossen am Straßenrand. Die Überlebenden wurden als Gefangene abgeführt. Nur ein Russe war gefallen. ... Von Osten her stürmte uns die russische Infanterie entgegen, ... wie eine Schafherde mit ihren Pelzmützen, zerlumpte, graubärtige Männer und Bengels von 16 Jahren, alles durcheinander. ...

Dem am Straßenrand lagernden Treck ... wurden die Pferde ausgespannt. ... Meine Pferde spannten sie vor die eben erbeutete Feldküche unserer vernichteten Truppen. ... Weitere Truppenmassen stürmten hinterher. Unsere Mutter lag noch auf dem Wagen und rief um Hilfe.

... Ein Russe ... faßte mich. ... "Du Hitler?" ... "Uhr, dawai!" Ein anderer wieder sagte: "Nicht erschießen, zum Arbeiten ist er gut." Endlich riß die Marschkolonne wieder ab, und schnell brachten wir die Mutter vom Wagen. Nach kaum 20 Schritten sank sie zusammen. "Ich sterb'", war ihr letztes Wort. Wir trugen sie zu unserem Fuhrwerk.

... Hinter uns stürmten die Russen ins Quartier, in dem sich eine Menge Frauen befand. Da ich im 1. Weltkrieg die russische Sprache etwas gelernt hatte, versuchte ich, mich mit den Russen zu verständigen. Der eine Russe gab mir den Befehl, die Frauen hätten ihm in 5 Minuten die Uhren zu übergeben, sonst würde er mich erschießen. Als die Frauen keine Uhren hergaben, weil sie keine mehr besaßen, riß er mich am Ärmel und schmiß mich zur Tür hinaus, um mich zu erschießen. In dem Moment zog Frau B. ihren Trauring vom Finger. Ich warf mich schnell hinter eine Kartoffelmiete. Der Russe schoß hinter mir her, ohne zu sehen, wo ich geblieben war. ... Ich floh in den Hausflur.

Andere tobende Russen kamen und verlangten von mir die Schlüssel, um alle Räume zu durchstöbern. Als ich ihnen keine Schlüssel geben konnte, weil ich keine Schlüssel hatte, warfen sich 2 Russen dermaßen mit den Schultern gegen die verschlossenen Türen, daß sie mit Türgerüst und Türbekleidung rausflogen. In etwa einer halben Stunde waren alle Türen, Fenster und Schränke offen, und der Inhalt lag auf dem Fußboden. Eine Schar Russen ging raus, die nächste Schar kam herein. Das Schlimmste ... war, daß sie sich in der unweit gelegenen Schnapsbrennerei angetrunken hatten. ...<<

Evakuierung in den Kreis Braunsberg im Oktober 1944, Flucht im Januar 1945, Überrollung des Trecks durch sowjetische Truppen und Rückkehr im März 1945

Erlebnisbericht der Bäuerin I. S. aus Großbroden, Kreis Tilsit-Ragnit in Ostpreußen (x001/77-

80): >>August 1944. Die feindlichen Truppen waren in Ostpreußen eingebrochen. Wir in Großroden bekamen die ersten Flüchtlinge. Es waren Bauern von der Grenze, die ihre reife Ernte und alles im Stich gelassen hatten. Den Roggen hatten sie schon zum Teil gemäht. Das andere Getreide stand kurz davor. Alle waren sie in größter Aufregung und Sorge und warteten jeden Tag auf den Befehl zur Rückfahrt. Endlich nach 14 Tagen hieß es, die feindlichen Truppen wären zurückgeschlagen, alle atmeten auf. Aber kein Befehl zur Rückfahrt kam. Nun machten sich vereinzelt Bauern auf und fuhren zurück, um ihr Getreide einzubringen, welches ihnen auch gelungen war.

Gleichzeitig überflutete deutsches Militär unsere Dörfer. Es war ein aufregendes Durcheinander. Kanonendonner kam wieder näher. Die ganze Hauptstraße Tilsit - Königsberg war mit Nachschubkolonnen und Flüchtlingen überfüllt. Dieselben Flüchtlinge, die zurückgefahren waren, zählten wieder zu den Fliehenden. Darunter waren auch Flüchtlinge aus Litauen. Mit verstörten Gesichtern drängten sie vorwärts. Manche hatten fast gar nichts mehr auf den Wagen als nur Kinder und ein paar Lumpen. Verschiedene hatten noch eine Kuh an ihren Wagen gebunden. Ein trauriges Bild. Dieses sahen sich mein Mann und ich (meine beiden Jungs waren Soldaten) uns wochenlang an.

Plötzlich hieß es, die feindlichen Truppen stehen vor Tilsit. Tilsit wird gehalten. So war die Front nur noch 20 km von uns entfernt. Wir befanden uns in großer Angst. Es wurde uns nicht bekanntgegeben, was wir machen sollten. Natürlich hatten wir schon gepackt. ... Der Kampf tobte Tag und Nacht. Wir zogen uns nachts nie aus. Inzwischen war es Oktober geworden. Wir hatten unsere Ernte eingebracht und ausgedroschen. Meine größte Sorge galt meinen beiden Jungs, die auch an dieser Front standen. ... Ich lebte in banger Sorge. Dann am 20. Oktober erhielten wir die traurige Nachricht, daß unser Ältester gefallen war.

Am 25. Oktober erhielten wir den Räumungsbefehl. Nun mußten wir unsere letzte Kraft und Geistesgegenwart aufbieten, um nicht umzusinken. Wir packten auf die Wagen, was rauf ging. In erster Linie packten wir Futter für die Pferde, Betten, Wäsche, Kleider und Lebensmittel. Dann fuhren wir am 1. November mit schwerem Herzen von unserem Gehöft. Wir haben alles stehen und liegen lassen, in der Hoffnung, doch noch zurückzukehren.

Nur unser Nachbar W. Schlaf war nicht zu bewegen, mitzufahren. Er blieb dann auf unserm Gehöft und wollte da solange wirtschaften, bis wir wiederkämen. Ich hörte später von Augenzeugen, daß er dort schon im Sommer 1945 verhungert wäre ... Verhungert sind ferner die Eheleute P., die nicht flüchten konnten, weil Herr P. krank war. Frau B. mit Tochter, Frau B. mit Kind und Frau A. ... Sämtliche Flüchtlinge aus Großroden, die wieder zurückgekehrt waren, sind ebenfalls verhungert.

Nun begann für uns der Leidensweg. Unser Dorf Großroden wurde erst in den Kreis Braunschweig evakuiert. Woppen hieß dieses Dorf. Da fühlten wir uns erst mal sicher. Unterdessen wurde der Russe bis kurz vor Weihnachten noch vor Tilsit gehalten. Danach brach er mit aller Wucht durch. Wir meinten, daß er noch zurückgeschlagen würde, aber alles war vergebens. Nach Woppen kamen Flüchtlinge, die schon 2 bis 3 Tage in sowjetischer Gewalt gewesen waren und danach von unseren Truppen befreit wurden. Diese Flüchtlinge erzählten von den furchtbarsten Greueln und flüchteten vorwärts.

Wir waren in größter Aufregung. Mein Mann wollte nämlich nicht mehr weiter fahren. Der Bauer, bei dem wir wohnten, war der gleichen Ansicht. Er selbst hatte sich beide Beine gebrochen. Er lag noch in Gips. (Auf dem Hof lebte noch) seine Frau mit 4 kleinen Kindern, das kleinste Kind war 8 Monate alt. Der Großvater war alt und bettlägerig. Er sagte: "Was soll aus uns werden, es ist Januar und 20 Grad Frost, dann wollen wir lieber hier sterben. Mag da kommen, was da wolle."

Die Front kam näher. Tag und Nacht Gedröhne. Unsere Truppen fluteten zurück. Nun hieß es, die Russen stehen in Paulen. Paulen war ein Dorf 5 km vor Woppen. Unsere Truppen bauten

Artillerie-Stellungen gleich hinter dem Gehöft. So lag dieses Gehöft zwischen der deutschen und der russischen Stellung. Wir warteten der Dinge, die da kommen sollten. Abends am 20. Januar begann der Kampf zu toben. Wir saßen zusammengekauert in einer Ecke. Die Geschosse schlugen überall ein. Frau Sch., die Bauersfrau, wurde am Bein verletzt.

Um Mitternacht stürmten unsere Soldaten in die Wohnung und sagten, wir sollten machen, daß wir wegstücken. Nun haben wir angespannt und sind dann nachts ... weggefahren. Der Bauer S., so krank wie er war, die Kinder und der kranke Großvater wurden auf den leeren Wagen geladen. So fuhren wir ins Ungewisse. Wo Familie S. geblieben ist, weiß ich nicht. Wir wurden getrennt. Auf der Straße standen die Trecks und konnten nicht weiter. Die Wehrmacht hatte den Vortritt. Kein Mensch hat sich um uns gekümmert.

Dann wurde der Russe eine kurze Zeit aufgehalten. Dadurch haben wir einen Vorsprung erhalten. Nun ging es vorwärts in Richtung Frisches Haff. Das war die einzige Stelle, wo wir noch entkommen konnten. Nach achttägiger Fahrt erreichten wir Passarge am Frischen Haff. Eine Nacht durften wir ausruhen, denn die Pferde schafften nicht mehr. Nun konnten wir beobachten, was sich dort auf dem Eis abspielte. Die Eisdecke war stellenweise noch nicht so stark, daß sie die schweren Fuhrwerke tragen konnte. Dort waren die ersten Trecks eingebrochen und viele Menschen und Pferde ertrunken. Man sah die eingebrochenen Wagen noch aus dem Eis ragen. Ich habe damals mit meinen eigenen Augen gesehen, wie ganze Reihen von Wagen eingebrochen sind.

Als wir das alles sahen, weigerten wir uns, auf das Eis zu fahren. Es kam Befehl, der Damm würde in einer Stunde gesprengt, um das Dorf unter Wasser zu setzen. Also waren wir gezwungen, zu fahren. Es hieß, wir blieben nicht lange auf dem Eis, wir sollten quer rüber nach Kahlberg. Das wären 8 km, und dann wären wir gerettet. Aber es kam anders. Wir waren schon 5 Stunden gefahren, und noch war kein Strand zu sehen. ...

Als wir noch eine weitere Stunde gefahren waren, wurden wir von Fliegern angegriffen; ein furchtbares Drama spielte sich ab. Die Bomben schlugen Löcher in das Eis, und ganze Reihen von Wagen gingen unter. Wir hatten keinen Lebensmut und warteten sehnsüchtig auf den Tod. Aber es sollte noch nicht aus sein. Als dieser Angriff beendet war, fuhren wir Überlebenden weiter. Danach sind wir dann noch die ganze Nacht durchgefahren und erreichten endlich Land. Dort haben wir erleichtert aufgeatmet. Aber nur für eine kurze Zeit. Wir waren nämlich in dem zweiten Kessel drin und konnten nicht mehr raus. In diesem Kessel sind wir dann noch bis zum 8. März 1945 hin- und hergefahren, die Pferde schlapp, die Menschen abgekämpft und abgestumpft.

Am 9. März 1945 hat uns dann der Russe überrannt, die Pferde weggenommen, alles ausgeplündert, die Frauen vergewaltigt und verschleppt, ebenso die Männer erschossen oder verschleppt. Mein Mann wurde auch gleich mitgenommen. ... Nun stand ich allein da. Ich hatte nichts zu essen und nur noch die Kleidung, die ich auf dem Körper trug. Ein Russe schrieb mir einen Zettel, er sagte: "Dokument". Nun konnte ich nach Hause gehen. ...

Ich mußte mich (jedoch oft) im Gestrüpp und im Walde verborgen halten. Dabei trafen wir uns mit anderen aus unserem Dorfe, die sich auch versteckt hatten. Nach etlichen Tagen, als die wütenden Horden über uns weg waren, sind wir in Richtung Osten gewandert. Unterwegs trafen wir noch mehrere Bekannte aus dem Nachbardorf, so daß wir ungefähr 30 Personen waren. Unter diesen Bekannten waren das Ehepaar M., S., Frau G. mit 3 Kindern und F. B. Nun sind wir so drei Wochen umhergeirrt. Nichts zu essen, nur was wir unter den ausgeplünderten Flüchtlingswagen gefunden haben. Die meisten blieben am Wege liegen und starben. Wir Überlebenden waren nur noch Skelette.

Unterwegs erfuhren wir, daß die Russen und Polen Lager errichtet hatten und die Umherirrenden zur Arbeit aufgriffen. So erging es uns auch. Wir wurden in Blumenau bei Preußisch Holland aufgehalten und mußten sofort arbeiten. ... Dieses Lager hatte viel Vieh. Da haben wir im

Stall gearbeitet, ... andere wieder gingen in den Wald, um Holz zu schlagen. Zu essen mußten wir uns was suchen. Kartoffeln waren ja noch in den Mieten. ...<<

Flucht aus dem Kreis Wehlau nach Ostpommern von Januar bis Februar 1945, Schiffsuntergang vor Warnemünde am 19.02.1945

Erlebnisbericht der Angestellten Eva K. aus Königsberg in Ostpreußen (x001/82-87): >>Am 20. Januar 1945 fuhr ich mit dem fahrplanmäßigen Zuge von Königsberg (Preußen) nach Allenburg, Kreis Wehlau, um nach dem Haus meiner Eltern zu sehen und unsere dortige Einquartierung zu versorgen, da meine betagten Eltern sich bereits seit Ende Oktober bei meiner Schwester in Berlin befanden.

Zum Sonntag, dem 21. Januar 1945, hatte ich eine Einladung nach dem Gut Gr. Plauen angenommen und wurde von einem Fuhrwerk zum Mittagessen abgeholt. Ich hatte gebeten, spätestens um 17 Uhr wieder in Allenburg sein zu dürfen, da ich noch Flüchtlingsgut für meine Eltern packen wollte, welches Einwohner unseres Hauses mitnehmen wollten. Es hieß, daß am Dienstag, dem 23. Januar 1945, bestimmt ein oder mehrere Räumungszüge die Bevölkerung des Kreises Wehlau in Sicherheit bringen sollten. Es kam jedoch anders.

Herr von W. auf Gr. Plauen, der gleichzeitig Bürgermeister der Gemeinde Plauen war, stand dauernd mit dem Landrat und der Kreisleitung Wehlau in Verbindung, um den Treckbefehl zu erreichen. Alle seine Vorstellungen, daß es bald zu spät wäre, fanden kein Gehör; der Landrat von E. sagte einmal sogar: "Der Kreis Wehlau dürfe sich nicht auch noch auf die Landstraße begeben - an einer Stelle müßte ja schließlich damit Schluß gemacht werden!"

Dies war etwa um 15 Uhr. Ich hatte zur gleichen Zeit Gelegenheit, mich mit einer Sekretärin des Postamtes Wehlau telefonisch zu unterhalten, die mir bestätigte, daß unweit von Wehlau die ersten Russen gesehen worden wären und daß ein etwa 8 km von Wehlau entfernt gelegenes Gehöft von diesen in Brand gesteckt worden wäre.

Ich war um 17 Uhr dann wieder in Allenburg. Es mag eine Stunde vergangen sein, während der ich packte, als eine junge Frau zu mir kam und mich davon unterrichtete, daß soeben vom Bürgermeister der Befehl an die Bevölkerung gegeben sei, daß Allenburg bis 19 Uhr geräumt werden müßte. Ein Zug fuhr nicht, andere Fahrgelegenheit würde nur schnell für die Ältesten bereitgestellt, alle anderen sollten zu Fuß nach Friedland wandern und sehen, ob und wie sie von dort weiterkämen.

Sofort begab ich mich ans Telefon - die Post blieb noch auf ihrem Posten - und berichtete Herrn von W. die neueste Lage in Allenburg. Ihm war nichts von einem Räumungsbefehl bekannt. Er setzte sich sofort wieder mit dem Landrat in Verbindung und erreichte endlich wenigstens den Befehl: "Alles zum Treck bereithalten!" Getreckt werden durfte immer noch nicht!!

Ich bat Herrn von W. ... trecken zu dürfen, und wurde am Sonntagabend noch einmal mit Fuhrwerk abgeholt. Wir packten noch die ganze Nacht, versahen uns für alle Fälle mit Zyankali, um den Russen nicht (lebend) in die Hände zu fallen, und warteten auf den Treckbefehl. Am 22. Januar, um 9 Uhr, war es dann endlich so weit, daß die Gemeinde Groß Plauen - mit einigen Ausnahmen, die sich nachts schon eigenmächtig aus dem Staube gemacht hatten - geschlossen treckte.

Auf dem vorgeschriebenen Wege war nicht mehr durchzukommen - wir mußten Nebenwege einschlagen. Infolge des Tauwetters kamen wir nur schrittweise vorwärts. Wir brauchten 11 Stunden, um einen Weg von ca. 10 km zurückzulegen. Wir übernachteten in Kl. Schönau in einem Gasthof, wo wir abwechselnd zu zweien auf einem Stuhl sitzen konnten.

Beim Morgengrauen setzten wir unseren Weg fort. Soweit das Auge reichte, war jede Straße mit Flüchtlingswagen, wandernden Menschen, frei herumlaufenden Tieren übersät, ein trostloses Bild einer "Völkervertreibung". Immer wieder sah man in den (Gräben) umgekippte

Wagen und verstreutes Flüchtlingsgut ...

Den ganzen Weg begleitete uns das Böllern der Artillerie - ob es feindliche oder unsere Artillerie war, vermochte ich nicht zu unterscheiden. Die engste Berührung mit den feindlichen Truppen blieb uns gottlob erspart, auch Tiefflieger griffen uns nicht an.

Die 2. Nacht verbrachten wir in Lisettenfeld, Kreis Bartenstein. Wir lagen zu 40 Menschen auf der Erde in einem winzigen Raum, eingepfercht wie Sardinen in einer Büchse, und waren trotzdem dankbar, daß wir uns etwas Warmes zu Essen machen durften und uns einmal ausstrecken konnten.

Noch in der Nacht wurden wir davon unterrichtet, daß russische Panzerspitzen bis Elbing vorgedrungen seien, und uns der Rat erteilt, den Treck aufzugeben. Herr von W. entschloß sich nach Lage der Dinge sofort dazu, holte seine Leute zusammen und erklärte ihnen, daß Pferde, Wagen und Flüchtlingsgut bis auf Handgepäck und notwendige Essensvorräte der Wehrmacht übergeben würden und alle mit von der Wehrmacht zur Verfügung gestellten Lastwagen, die in Richtung Heiligenbeil - Zinten fahren würden, mitfahren könnten. Zunächst waren die Plauer Leute und Siedlerfrauen damit einverstanden, aber etwa um 5 Uhr morgens erschien der Kämmerer und bat Herrn von W., weitertrecken zu dürfen. Nur nach langem Zögern gab Herr von W. seine Einwilligung, da sich die Mehrzahl der Siedlerfrauen mit dem größeren Teil der Plauer Leute dazu entschlossen hatten.

Wer nicht weitertrecken wollte, fuhr mit den Wehrmachtslastwagen bis Königsberg oder in den Raum von Heiligenbeil - Zinten. Der Lastwagen, in dem ich fuhr, war so dicht besetzt, daß ich nur knapp auf einem Fuß stehen konnte. Entsetzlich war es, sehen zu müssen, wie kleinste Kinder erdrückt wurden oder erfroren und ihre Leichen von ihren Müttern einfach aus dem Wagen geworfen werden mußten, da zum Aussteigen und Begraben keine Zeit blieb.

Das Schicksal des Trecks, dem es nicht mehr gelang durchzukommen, ist mir bis heute ein Rätsel geblieben.

Das Ehepaar von W. sowie ihre Begleitung nahm ich in Königsberg zu mir und brachte sie in meiner Wohnung und den z.T. bereits verlassenen Wohnungen des Hauses unter.

Erwähnen möchte ich noch, daß die Wagen des ganzen Trecks entweder von Siedlerfrauen oder von Polen geführt wurden, die umsichtig, hilfsbereit und fleißig waren. Auch die Polenfrauen kamen mit - es wollte keiner unter die Russen kommen. In Plauen blieb nur ein einziger Pole zurück, der im äußersten Falle das Vieh herauslassen sollte, das er so lange wie möglich zu betreuen hatte und dem ein Fahrrad zur Verfügung stand, mit dem er sich dann selbst absetzen konnte.

Der Ring um Königsberg wurde immer enger, der Kanonendonner täglich deutlicher hörbar. Herr von W. gelang es mit größter Mühe, einen Dampfer ausfindig zu machen, der uns mitnehmen wollte. Es war der 900 t schwere, sehr alte Handelsdampfer "Consul Cords" aus Rostock, der zur Reparatur in der Schichau-Werft lag. Nachts um 2 Uhr waren wir auf dem Dampfer "Consul Cords", fuhren bald darauf nach dem Hafenbecken I, um dort Flüchtlinge aufzunehmen.

Bis mittags waren bereits ca. 1.200 Flüchtlinge an Bord - wahllos, teils mit Berechtigungsschein der NSV, zum größten Teil aber ohne. Der Kapitän hatte den Befehl bekommen, mit Flüchtlingen auszulaufen, obgleich der Dampfer noch nicht völlig repariert war. Seine Einwendungen wurden nicht anerkannt, und so lehnte er jede Verantwortung ab. Vielleicht war dies der Grund, daß sich auf dem Dampfer keine Führung der NSV oder der Partei befand, kein Arzt, keine Krankenschwester.

Der Kapitän war ratlos und wandte sich mit der Bitte an Herrn von W., sich der Flüchtlingsbetreuung anzunehmen, soweit es in seinen Kräften stand. Er sagte dies selbstverständlich sofort zu, ohne zunächst zu wissen, wie sich diese Betreuung auswirken sollte, Nachts waren wir in Pillau. Wir lagen im Kohlenbunker auf Stroh, nur in einer Ecke brannte eine winzige Petro-

leum-Laterne. Wir kamen uns vor wie im schlimmsten Gefängnis. Der Dampfer fuhr im Schneckentempo.

In der Mittagszeit des nächsten Tages bat der Kapitän Herrn von W. zu sich. Er eröffnete ihm, daß der Dampfer sich nur noch etwa 1-2 Stunden über Wasser halten würde, da die Maschine einen nicht unbeträchtlichen Schaden aufweise. Alle SOS-Rufe nach Gotenhafen blieben unbeantwortet. Außer uns wenigen wußte gottlob niemand, in welcher großen Gefahr wir uns befanden. Da kam Herr von W. auf den Gedanken, auf Hela zuzusteuern. Befragt, antwortete der Kapitän, daß er Hela vielleicht noch schaffen könnte.

Herr von W. fuhr mit dem Steuermann zum Kommandanten nach Hela - ein Lotse holte sie nach erfolgter Funk-Verständigung ab - und bat um Aufnahme für alle an Bord befindlichen Flüchtlinge. Der Kommandant sagte sofort zu, und mit Gottes Hilfe kamen wir glücklich noch bis Hela unter Wind und wurden dort von der Marine vorbildlich untergebracht und gepflegt. Vier Tage waren wir Gast des dortigen Kommandanten, dann war unser Dampfer wieder flott, nachdem die besten Ingenieure, Techniker, Schiffsbauer usw. allen Schaden repariert hatten.

Am 30. Januar mittags bestiegen wir dann wieder unseren alten Dampfer "Consul Cords" und nahmen Kurs auf Kolberg. Die Fahrt ging glatt, und in der Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar 1945 langten wir in Kolberg an.

Viele von uns bezogen in Kolberg Quartier, der größere Teil setzte sich weiter nach Westen ab. Ich möchte hier nicht unerwähnt lassen, daß Behörden und Bevölkerung in Kolberg uns sehr nett aufnahmen und sich bei jeder Gelegenheit hilfsbereit zeigten.

Wie unendlich froh waren wir, als wir endlich wieder in einem Bett schlafen konnten, und im stillen schworen wir uns, wenn es nötig sein sollte, Pommern auch zu verlassen, nicht wieder auf einem Dampfer zu fahren.

Wir erlebten in Kolberg 17 ruhige Tage, nur zweimal war Fliegeralarm, jedoch erfolgten keine Luftangriffe. Die täglichen Wehrmachtsberichte wurden allerdings immer bedrohlicher. Wir beschlossen dann doch, unsere Fahrt fortzusetzen, aber es gelang uns nicht, mit dem Zug, einem Auto oder Flugzeug fortzukommen.

Da wir Verbindung mit dem Kapitän des "Consul Cords" gehalten hatten und dieser uns eines Abends erzählte, daß er Befehl hätte, nach Warnemünde zu fahren, entschlossen wir uns nach reiflicher Überlegung doch, mit ihm zu fahren.

Der Dampfer fuhr nun nicht mehr als eigentlicher "Flüchtlingsdampfer", sondern hatte Flugzeugmotore und Getreide geladen. Es sollten etwa 45 Personen außer der Besatzung mitgenommen werden; als es dann aber nach tagelangem Warten endlich losging, waren ca. 285 Personen an Bord.

Mir blieb es bis heute unerklärlich, warum der Befehl zum Auslaufen des Dampfers gerade an dem Tage kam - es war Sonnabend, der 17. Februar -, nachdem in der Nacht zuvor von den Engländern Minen auf der Strecke Kolberg - Warnemünde gelegt worden waren. Es hieß jedoch, daß die genau vorgeschriebene Wasserstraße minenfrei wäre. ...

Bei mildem Wetter und ruhiger See ging die Fahrt zunächst sehr gut vonstatten. In der Nacht gab uns ein Feuerschiff Befehl, zu stoppen und auf Geleit zu warten. Da unser Dampfer nur noch sehr wenig Kohlen hatte, bat der Kapitän, ohne Geleit weiterfahren zu dürfen.

2 Stunden vor dem Ziel, um 12 Uhr mittags, am 19. Februar, ereignete sich dann das schreckliche Unglück. Der Dampfer war auf eine Treibmine gelaufen und sank innerhalb (von) 8 Minuten. Bei der Explosion wurde die Notglocke ausgelöst, die weithin über das Meer erschallte. Ich befand mich im Augenblick der Explosion in der kleinen Kajüte der Bordflak. Da wir noch eine Fahrzeit von 2 Stunden vor uns hatten, mit der ich so recht nichts anzufangen wußte, legte ich mich in eine mir zur Verfügung gestellte Koje, um ein Mittagsschläfchen zu halten.

Plötzlich schien mit einem unheimlichen Krach alles über und neben mir zusammenzubre-

chen. Ich hörte nur eine laute Stimme, die mir zurief: "Schnell raus!" Ich sprang auf, sah mich blitzschnell nach meiner Handtasche um, die ich ... auf den Boden gestellt hatte, aber nichts war zu finden, der Boden unter meinen Füßen war wie zermahlen – ich wagte kaum aufzutreten, weil ich fürchten mußte, in die Tiefe zu sinken. ...

Von dem Aufenthaltsraum der Flak war nichts mehr zu erkennen, 2 m von mir entfernt stand nur noch ein Stück Bretterwand. Rechts unter mir sah ich in den Trümmern einen Fallschirmjäger, der seine Arme ausstreckte und sich erfolglos bemühte, emporzuklettern. Ich suchte einen Halt an dem stehengebliebenen Teil der Bretterwand zu gewinnen, legte mich lang daneben und konnte eine Hand des Feldwebels erreichen und ihm helfen, aus seiner äußerst gefährlichen Lage herauszukommen. Etwa einen Meter tiefer erblickte ich – bis an den Hals in den Trümmern – einen Heizer des Dampfers, den ich bei allem guten Willen leider nicht aus seiner furchtbaren Lage befreien konnte.

So schnell wie möglich eilte ich zur Kajüte des Kapitäns, wo sich zu der Zeit der Explosion das Ehepaar von W., ihre Wirtin mit 8jähriger Tochter und meine Hausgehilfin aufhielten. Aber ich konnte sie nicht finden. Nie vergesse ich das Bild, das sich mir bot, als ich an der Bretterwand vorübereilte und an diese angelehnt eine Dame aus Insterburg sah, eine blutende Wunde an der Stirn, stumm und starr blickend auf die See, regungslos. Ich kannte sie gut und ging an ihr vorüber, ohne ein Wort zu sprechen - so erschüttert war ich. ...

Die Verbindungsbrücke des Dampfers war abgerissen, und ich watete auf Strümpfen durch das hereinflutende Wasser und schwamm dann zuerst auf ein noch mit einem Seil an den Dampfer gebundenes Rettungsboot, schwang mich auf die Bootskaute und sah, daß es leck war und einige tote Fische darin schwammen.

Plötzlich schlug das Boot um. Immer wieder versuchte ich vergebens, an die Wasseroberfläche zu gelangen, denn ich stieß mit dem Kopf immer wieder gegen das gekenterte Boot und sah schon ganz deutlich meinen Tod vor mir. ...

Als ich doch noch einmal Mut faßte, um nach oben zu schwimmen, hatte ich plötzlich den blauen Himmel über mir und erblickte nicht allzuweit entfernt ein Gummifloß, auf welches ich zuschwamm. An dieses (Floß) hatte sich bereits ein schwerverwundeter Oberfeldwebel der Fallschirmjäger angeklammert. Er hatte noch die Kraft, sich auf das Floß zu schwingen, was mir nicht mehr gelang. Ihm war bei der Explosion der glühende eiserne Ofen in der Bordflak-Unterkunft an den Kopf geschleudert worden. Er blutete entsetzlich, aber die Schlagader war nicht getroffen.

Außer uns beiden hing sich an das Floß noch eine Frau mit einem 5jährigen Jungen, der immerfort vor sich hin weinte. Endlich hatte ich Zeit, das ganze Elend zu betrachten. Etwa 200 von mir entfernt sah ich das Ehepaar von W. sich in der See gegenüberstehen – so sah es jedenfalls aus -, ... sie hielten sich beide an einer Tonne fest. ... Links von mir sah ich in einiger Entfernung einen großen Dampfer - "Margarete" -, der Schiffbrüchige aufnahm. ...

Meine kleine Haustochter konnte ich nicht erblicken; sie war – trotzdem sie nicht schwimmen konnte – als eine der Ersten von der Rettungsmannschaft der "Margarete" geborgen worden, wurde dann aber einige Wochen später doch ein Opfer dieser Katastrophe. Sie starb in der Rostocker Chirurgischen Klinik an Sepsis (Blutvergiftung), obwohl man ihr noch ein Bein amputiert hatte.

Das Ehepaar von W., nach dem ich immer wieder blicken mußte, zuletzt mit einer entsetzlichen Angst, sie könnten nicht durchhalten, fand auch den nassen Tod, und die Wirtin von ihnen verlor ihr 8-jähriges Töchterchen in den Fluten.

Eine halbe Stunde war vergangen, und ich spürte zum ersten Mal, daß ich den linken Arm nicht mehr so recht heben konnte, da erspähten wir ein ... Rettungsboot. Einen Moment kamen mir Zweifel, ob mein Herz noch so lange schlagen würde, aber trotzdem sprach ich meiner Umgebung Mut und Hoffnung zu und zeigte ihnen das nahende Boot.

... Ich erwachte erst 4 Stunden später auf einem Vorpostenboot in Warnemünde. Nie vergesse ich den Augenblick: Als ich die Augen aufschlug, beugte sich ein Matrose zu mir herunter und sagte immer wieder: "Sie sind gerettet!" - "Sie sind gerettet!" und schien sich unglaublich über den Erfolg der ärztlichen Bemühungen, bei denen er geholfen hatte, zu freuen. Da man mir alle Kleider vom Leib geschnitten hatte, stellte er mir eine weiße Leinenhose und blauen Sweater zur Verfügung. So angezogen, barfuß und in eine Decke gehüllt, brachte uns Schiffbrüchige ein Autobus in die Turnhalle einer Schule, wo wir trockene Kleidung bekamen und aus einem Haufen nasser Kleider unser Eigentum herausuchen konnten.

Wie man mir sagte war ich am 19. Februar 1945 etwa 40 Minuten in der Ostsee gewesen. Von den ca. 285 Personen (mit Besatzung) waren nur ca. 30 übriggeblieben, von welchen auch noch einige an den Folgen der Schiffskatastrophe gestorben sind. Unter den Toten befanden sich auch der Kapitän, der Bordfunker sowie 3 blutjunge Leute der Bordflak.<<

Flucht über das Frische Haff im Februar 1945

Erlebnisbericht der Angestellten Hildegard A. aus der Stadt Allenstein in Ostpreußen (x001/-88-89): >>Am 21. Januar 1945, um 16 Uhr, verließ ich mit meinen alten Eltern (81 und 76 Jahre alt) mein Eigenheim am Langsee, um auf dem Hauptbahnhof einen Zug zu erreichen. Nachdem wir unter furchtbaren Mühsalen dorthin gelangt waren, war an ein Fortkommen kaum zu denken. Eine unübersehbare Menschenmenge staute sich, und alle Züge waren voll. Wir waren zuerst, wie uns gesagt wurde, auf der Verladerampe.

Dann hieß es: "Alles nach dem Hauptbahnhof". Unsere Packen mit den Betten blieben dort schon liegen. Auf dem Hauptbahnhof war dieselbe Fülle. Ein Zug, der ziemlich leer war, stand auf Bahnsteig 3, es durfte niemand einsteigen, weil er angeblich für Frauen mit Kindern bestimmt war. Ich bin dann auf einen anderen Bahnsteig gegangen, weil da angeblich ein anderer Zug stehen sollte. Da ging schon wieder das Geknalle los. Es war stockdunkel, die Kinder fingen an zu schreien. Ich dachte es wären Flieger wie an den Vortagen. Ein Ritterkreuz-Träger sagte mir aber, daß es Granatwerfer waren, die Russen schossen in die Stadt.

Als ich nun zum Bahnsteig 3 zurückkomme, finde ich meine Mutter in hellster Aufregung: Mein Vater war spurlos verschwunden. Wir haben ihn überall gesucht, leider vergeblich. Ich habe ihn nicht mehr wiedergesehen.

Dann habe ich meine Mutter in den vor uns stehenden Zug in einen Viehwagen gezwängt. Der Zug fuhr sofort an. ... Ich sprang nun in den nächsten besten Wagen, unsere letzten Habseligkeiten blieben auf dem Bahnsteig liegen. Gegen Mitternacht ist dann der Zug abgefahren. Er hielt in Wartenburg. Wieder eine unübersehbare Menschenmenge. In unseren Wagen warf eine Frau 3 kleine Kinder, der Zug fuhr ab, sie selbst kam nicht mehr mit. Eine junge Frau mit 2 kleinen Kindern nahm sich in unserem Waggon auch noch dieser Verwaisten in rührender Weise an. Ich habe sie unterwegs wiederholt getroffen. ... Wir saßen auf Kunstdung oder Zement. ... Jedenfalls war es bitterkalt. 3 Tage und Nächte haben sie uns dann zwischen Braunsberg und Heiligenbeil hin und her gefahren.

In einer Nacht war große Aufregung. Man hatte eine Sprengladung unter unserem Zug befestigt, die jedoch rechtzeitig gefunden wurde. Am 24. Januar abends haben sie uns dann auf freiem Feld ausgeladen. Wir gingen bis zum nächsten Dorf, wo uns mitleidige Menschen gepflegten und für die Nacht aufnahmen.

Am Nachmittag des nächsten Tages holten uns dann Bauernschlitten in ein Dorf bei Heiligenbeil (Der Name ist mir entfallen). Dort wurden wir in einer Schule untergebracht.

Nachdem wir eine Woche (in einem Dorf bei Heiligenbeil) gewesen waren, mußte der Ort von der Zivilbevölkerung geräumt werden. Wieder wurden wir auf Bauernfuhrwerke verfrachtet und sollten bis ans Frische Haff gebracht werden. Dort wurde jedoch von Offizieren angeordnet, uns über das Haff zu bringen.

Es war der 2. Februar. (Es herrschte) strahlender Sonnenschein. Mittags begann diese furchtbare Fahrt (über das Frische Haff). Weil das Eis schon brüchig war, durften die Wagen nur in Abständen von 50 Metern hintereinander fahren. (Es war) eine endlose Treckreihe, sie riß nicht ab. Meine Mutter, die sich bei einem Sturz das rechte Handgelenk gebrochen hatte, saß auf dem Wagen. Ich selbst bin den größten Teil des Weges zu Fuß gegangen. Der Schneematsch lief über den Rand der hohen Stiefel. Von oben kamen russische Flieger mit Bomben und Bordwaffen. Wir blieben wie durch ein Wunder verschont.

Der Weg war durch Zweige gekennzeichnet, aber einige Wagen versuchten auszubiegen, um schneller weiterzukommen. Ein Teil versank vor unseren Augen, ohne daß Hilfe gebracht werden konnte. So ging der furchtbare Weg stundenlang. Endlich hatten wir abends um 8 Uhr die Nehrung erreicht. Dort verbrachten wir die Nacht auf dem Wagen.

Am Morgen fuhren uns die Bauern bis in einen Fliegerhorst und luden uns ab. Auch dort durften wir nicht bleiben. Wir wurden von den Soldaten auf vorüberfahrende Trecks gesetzt, und weiter ging die Fahrt. Immer wieder kamen russische Flieger, aber es war erträglich. Zwar lagen eine Menge erschossener und verendeter Pferde am Wege, man war aber so abgestumpft, das berührte einen kaum.

Vor Kahlberg (war) ... der Weg sehr abschüssig. Die Pferde des Treckwagens, auf dem meine Mutter saß, gingen auf der glatten Straße durch. Der Bauer sprang ab, und der Wagen fiel eine ca. 4 m (tiefe) Böschung herunter und lag mit 4 Rädern nach oben. Es war zum Glück ein mit Brettern überdachter Wagen. Soldaten hoben ihn hoch, und ich war glücklich, als meine Mutter (76 Jahre) lebendig hervorkrabbelte. Wir blieben in dieser Nacht in Kahlberg. Am nächsten Morgen ging's die Nehrung weiter hoch nach Stutthof. Soldaten hatten meine Mutter zu einem alten Herrn, einem Gutsbesitzer, auf seinen Spazierwagen gesetzt. Ich bin die ganze Tour gegangen. In einer Fischerhütte haben wir noch einmal übernachtet.

Es war ein furchtbarer Weg. Berge von Gepäck lagen an dem Weg, das die Menschen fortgeworfen hatten. Amputierte Soldaten standen mit blutigen Stümpfen im Schnee und baten die Bauern, sie mitzunehmen. Aber selten hat sich einer erbarmt. Sie hatten auf ihren Wagen die Ausländer, Polen und Franzosen. Diesen Weg werde ich Zeit meines Lebens nicht vergessen!

Am 5. Februar 1945 landeten wir in Stutthof. Am 6. Februar nachmittags fuhr uns ein Frachtdampfer die Weichsel runter nach Danzig, wo wir um Mitternacht ankamen. Die Nacht verbrachten wir in den Ufa-Lichtspielen in der Langgasse. Am nächsten Morgen suchte ich meine Verwandten in Oliva, die ich dort noch vorfand. ...<<

Flucht über das Frische Haff nach Danzig

Erlebnisbericht der Lore E. aus der Stadt Sensburg in Ostpreußen (x001/90-98): >>Alle privaten Freuden und Leiden (gingen) nun endgültig und restlos unter in der Sorge um unsere und Ostpreußens nächste Zukunft, denn der russische Ansturm, der im Herbst bei Goldap noch einmal zum Stehen gebracht war, hatte nun wieder begonnen. Im Rundfunk interessierten uns nur noch die Wehrmachtsberichte, und auch die Ruhe (in) unserer kleinen Stadt war ganz dahin. Waren früher einzelne Flüchtlingszüge durchgekommen oder einige Einheiten der Wehrmacht, vor allem Pferde und nochmals Pferde, so begann nun schlagartig der größte und traurigste Flüchtlingszug, den die Weltgeschichte bisher vielleicht überhaupt erlebt hatte.

Tag und Nacht rollten die Züge, und Tag und Nacht rollten die Räder der Flüchtlingstrecks in unabsehbarer Folge gen Westen. Traurig und unendlich rührend zugleich wirkten oft diese ärmlichen Leiterwagen, aus deren Innerem ganz vermummte Kinderköpfchen neugierig hervorsahen. Die an den Sprossen angebundenen Töpfe und Kannen klapperten laut. Oft trottete ein Schaf oder eine Kuh hinterher. Das waren meist diejenigen, die schon aus Rußland oder den Oststaaten unterwegs waren.

Später folgten die ostpreußischen Trecks. Sie zeichneten sich oft durch stabilere Bauart und

reiche Innenausstattung aus, d.h. statt des Strohs saßen die Leute in warmen Federbetten, und die Seitenwände waren oft mit Brettern ausgeschlagen. Darüber wölbte sich ein Dach; z.T. war auch alles mit Läufern, den sog. Flickendecken, verhängt. ... Einige Trecks zeigten sogar Autoräder mit Gummibereifung.

Dann begann auch die gesamte Wehrmacht, sich aus Polen her westwärts abzusetzen. Auch sie zog in tage- und wochenlanger Folge vorüber. Auffällig war es, daß die meisten Einheiten, die früher motorisiert waren, wie z.B. die Flak, jetzt auf Pferdewagen oder zu Fuß nach Westen zogen. Oft blieben die Kolonnen, der verstopften Straßen wegen, stundenlang stehen. Dann gingen wir mit heißem Kaffee heraus, oder Soldaten und Flüchtlinge kamen in buntem Wechsel zu uns, um sich aufzuwärmen und etwas zu kochen. - Immer wieder drängte sich die quälende Frage auf, wann wohl die Reihe an uns sein würde.

Natürlich hatten wir schon lange vorher unseren Fortgang in Erwägung gezogen. Aber es wurden keine Evakuierungsscheine ausgegeben, und ohne diese hätten wir an anderen Orten nirgends Kohlen und Kartoffeln erhalten. Außerdem wurde jeder schwer bestraft, der öffentlich von drohender Russengefahr redete.

Jetzt noch Ende Januar 1945 mit Zügen mitzukommen, schien so gut wie unmöglich. Die meisten kamen nur bis zum nächsten größeren Bahnknotenpunkt und mußten dort wieder umkehren. Da aber für unsere Stadt immer noch keine Evakuierung vorgesehen war, sondern nur hochschwängere Frauen auf Lastwagen fortgeschafft wurden, versuchten wir, mit Fahrzeugen der Wehrmacht mitzukommen. Aber auch dazu war es schon zu spät, weil bis zum 26. Januar die Einwohner der benachbarten Stadtkreise Johannsburg, Lötzen und Lyck herausgebracht wurden. ...

In der Ferne hörte man bereits die russische Artillerie. Mütter mit kleinen Kindern und alte Leute sollten bevorzugt befördert werden. Einen Tag und eine Nacht warteten wir vergeblich darauf. Es zeigte sich nur ein lächerlich kleines, rotes Feuerwehrauto, das förmlich gestürmt wurde. Darauf zogen die meisten es vor, sich auf die Chaussee zu begeben und allein ihr Heil zu versuchen. Da aber draußen eisige Kälte und Schneesturm herrschten, schien mir das Unternehmen für die Kinder und meine Eltern allzu gewagt.

In der großen Halle des Landratsamtes sah es traurig aus. Alte, Kranke, Lahme und Kinder hockten überall herum, und verzweifelte Mütter versuchten, wimmernde Säuglinge zu beschwichtigen. Während die russische Artillerie bald stärker, bald schwächer herüberrollte, während Partei, Landrat, Frauenschaft und Behörden längst das Weite gesucht hatten, saßen wir immer noch dort und warteten auf die versprochene Beförderung. Nur ein zurückgebliebener Parteimann suchte sich durch unverschämtes Anbrüllen der Leute vor dem Ansturm der Fragen zu retten.

Bisher hatte es stets geheißt, frühe Evakuierungen ließen nur eine Panik unter der Bevölkerung entstehen. Im rechten Moment werde die Partei selbstverständlich alle notwendigen Maßnahmen treffen. Nun gaben plötzlich diese selbstsicheren Beruhigungsapostel die kühle Parole aus, jeder sollte tun, was er für richtig halte. So zogen dann noch bei Nacht die meisten zu Fuß auf die verschneite Landstraße, die meisten flohen ... in Richtung Rössel.

Statt der Partei waren Soldaten in die Behördenhäuser eingezogen. Sie schickten sich an, ihre Artilleriegeschütze im Park des Landratsamtes aufzustellen. Die meisten hatten zuviel Schnaps getrunken und waren daher in eine Wolke von ... Optimismus gehüllt, unsere Stadt bestimmt zu halten. Resigniert kehrten wir in der Nacht zum 27. Januar wieder in unsere Wohnung zurück. Dort hatte sich inzwischen eine Abteilung des Volkssturms häuslich eingerichtet. Doch rückten sie in den Morgenstunden schon wieder ab. Wir erfuhren, daß die Russen nachts schon einen Angriff auf die Stadt gemacht hatten, der abgeschlagen worden war. Inzwischen gab es kein Licht, kein Gas und kein Wasser mehr. Die Straßen lagen wie ausgestorben da ...

Als die Fensterscheiben sprangen und die Kugeln immer näher vorbeisausten, bekam mein 74jähriger Vater Schreikrämpfe. In blitzschnellem Entschluß machten wir die Kinder fertig, ergriffen die Rucksäcke und Handtaschen und rannten nun doch auf die Landstraße, während das Sonntagsessen noch lustig auf dem Herd brodelte. 2 Soldaten, die einen Verwundeten trugen, begegneten uns und berichteten, daß die Russen von allen Seiten kämen. ... Es wäre nur noch die Möglichkeit, den Damm entlang zu gehen und von da einen 3 km langen Feldweg, der zu einem Gutshaus führte. Wir zogen ächzend die Kinderwagen durch den tiefen Schnee. In unserer hoffnungslosen Verzweiflung dachten wir, daß dieser Sonntag, der 28. Januar, unser aller Sterbetag werden würde.

Mit Mühe erreichten wir das Gutshaus. Dort hatte sich der Stab eines Artillerieregiments einquartiert. ... Ein älterer Oberleutnant der Reserve nahm sich unser aller gütig an und forderte uns auf, vorläufig bei diesem Regiment zu bleiben. ...

Um 17.00 Uhr war Sensburg in russischer Hand, und nun begann für uns, immer nur 3 km von der HKL entfernt, ein uns bisher gänzlich fremdes Wander- und Soldatenleben. Wir hatten öfters Gelegenheit, uns in Bauernhäusern auszuruhen. Doch statt der versprochenen 2-3 Tage wurden es stets nur wenige Stunden. Ein Zeichen, daß uns die Russen schon wieder dicht auf den Fersen waren.

Meine Eltern mußten die Fahrten auf offenen Schlitten machen, während man die Kinder und mich in den sog. Schmiedewagen steckte, da dieser der einzige geschlossene Wagen war, den der Troß aufwies. Es war ein grün angestrichener, fensterloser Holzwagen, durch eine Schiebetür nur von außen zu öffnen, in dem die Schmiede ihr Handwerkszeug aufbewahrten. Die Seitenwände waren vollgepfropft mit Tornistern, Aktentaschen und unseren Rucksäcken. Der freie Raum in der Mitte, der für 3 Personen natürlich viel zu knapp bemessen war, diente uns nun in den nächsten 10 Tagen als Eß-, Wohn- und Schlafgemach.

Oft hielt die Kolonne auch nachts stundenlang im Wald oder auf der Landstraße. Sehen konnte ich nichts in dem dunklen Gefängnis, aber bald hatte ich es fast zur Meisterschaft gebracht, aus aufgefangenen Gesprächsfetzen und Geräuschen richtig zu kombinieren, ob es sich nur um eine Verstopfung der Straßen handelte, ob um Bomben- oder Tieffliegerangriffe, oder ob wir - wie das auch einige Male geschah - bereits von den Russen eingekesselt waren und erst von unseren Panzern freigekämpft werden mußten.

Für die Soldaten, die diese Absetzbewegungen mitmachten, war es schon seit Monaten ein müdes Dahinwandern in endlosen Gewaltmärschen, bei denen sie nie aus den Kleidern kamen und im günstigsten Fall zur Nacht ein Scheunenlager fanden.

Manchmal mußte man Tiefflieger- und Bombenangriffe über sich ergehen lassen; der einzige Gedanke, der unsere Gemüter schließlich nur noch bewegen konnte, war die Aussicht auf ein Quartier. Die Verpflegung (war) gut und reichlich, und den Kindern gefiel das Wanderleben recht gut, da sie durch Federbetten geschützt waren und die Soldaten ihnen viele Freundlichkeiten erwiesen.

Mein Vater hielt die Fahrt auf dem offenen Schlitten bei der Kälte nicht aus. Schon am 2. Februar mußten wir ihn in Wernegitten in einem Dorfgasthaus, das mit Verwundeten und Flüchtlingen überfüllt war, zurücklassen. Er konnte sich nicht mehr aufrecht halten. Meine Mutter beschloß sofort, bei ihm zu bleiben. Erst nach 1 ½ Jahren erfuhr ich, daß mein Vater nur noch 9 Tage lebte, dann ... in ein Massengrab gelegt wurde und meine Mutter nach seinem Tod Zuflucht bei fremden Bauersleuten im Dorf suchte. ...

Ich blieb mit den Kindern bei der Stabskompanie, die ihren Weg zunächst über Heilsberg nahm. ... Immer auf schlechten, nun von einsetzendem Tauwetter ganz aufgeweichten Seitenstraßen gelangten wir ohne Menschenverluste bis Raunau, einem Dorf zwischen Mehlsack und Heilsberg. Hier teilte man uns mit, daß die Division demnächst zum Einsatz käme und daß es daher für uns ratsam wäre, uns jetzt ebenfalls den Flüchtlingszügen anzuschließen. So

brachte uns der LKW einer Kraftfahrerdivision nach Mehlsack.

Die Stadt hatte gerade einen schweren Bombenangriff hinter sich, und die meisten Einwohner, soweit sie überhaupt noch da waren, waren aufs Land geflohen. Bisher hatten uns die freundliche Behandlung und die gute Verpflegung der Wehrmacht und das gewisse Schutzgefühl ... über vieles hinweggetröstet. Nun erst sollten wir das typische Flüchtlingselend so ganz spüren. Der Bahnhof war abgeschlossen, es hieß, daß keine Züge mehr gingen. Zur Stadt war es ziemlich weit, außerdem stockfinstere Mitternacht und der Weg uns unbekannt. Die Kinder an meiner Hand schrien vor Übermüdung und Angst wie am Spieß.

Meine 3 Decken, die beiden Rucksäcke und die große Handtasche - unseren ganzen Besitz - hatten wir auf einen Rodelschlitten gelegt, der verlassen am Weg stand. "Mutti, komm schnell in ein warmes Haus!", schluchzte der 4jährige Axel immer wieder. Ich versuchte mit Hilfe eines vorübergehenden SA-Mannes in die nächsten Villen einzudringen, doch sie waren abgeschlossen. Die Wehrmachtswagen, die vorbeikamen, bewegten sich alle in Frontrichtung. Schließlich aber fanden wir doch noch ein unverschlossenes Haus und mußten zunächst froh sein, auf den Steinstufen im Treppenflur einen Platz zu finden. Dann erzwang ich mir in der Nacht noch Einlaß in eine Wohnung.

Hier lernten wir die Wehrmacht, die uns vorher so freundlich und aufopfernd geholfen hatte, von der anderen Seite kennen. In dieser Wohnung hatte sich ein Hauptmann von der Bahnhofskommandantur mit seiner Sekretärin, die zugleich seine Geliebte war, einquartiert. Er brachte ihr Torte und Braten und ließ uns zuschauen und war so böse über unsere "Invasion", daß er es vorzog, in den nächsten Tagen auf dem Bahnhof zu übernachten.

Am nächsten Tage standen wir vergeblich stundenlang nach Brot an. Nach endlosem Warten und mühsamster Beschaffung von allen möglichen Scheinen brachten wir schließlich 10 Pfund Kartoffeln und 1/2 Pfund Haferflocken nach Hause. Als auch am nächsten Tag das Anstehen nach Brot vergeblich war, packte uns zum ersten Mal die Angst vor dem Hunger. Schließlich schenkte uns eine Flüchtlingsfamilie aus der Nachbarwohnung Brot. Aufstrich fand sich noch genügend im Rucksack, und zum Mittagessen lud uns die Hausfrau ein, die selbst fluchtbereit war und daher allmählich immer mehr aus ihrer anfänglichen Reserve herausging.

So wünschten wir uns endlich, noch recht lange in diesem Quartier bleiben zu können, doch sollte Mehlsack demnächst geräumt werden. Da auch im Hause der Oberleutnant einer Kraftfahrerdivision einquartiert war, setzte ich mich mit diesem wegen einer Beförderungsmöglichkeit nach Braunsberg in Verbindung. Er und seine Kameraden waren genau so entgegenkommend wie die Herren unserer Stabskompanie und sorgten dafür, daß wir mit einem Güterzug mitkamen.

Allerdings mußten wir noch 2 Tage in diesem Zug verbringen, ehe er abging. Das war mit den ungeduldigen Kindern und den wenigen Eßwaren, die wir noch besaßen, eine schwere Nervenprobe, zumal sich mit der Zeit noch viele Menschen einfanden, z.T. richtige Verbrechertypen. Bei ihrem rohen, heiseren Gebrüll dachte ich oft, wir wären in eine Hafenspelunke geraten, und der naßkalte, starke Tauwind zog unbarmherzig durch alle Ritzen.

Anfangs, als ich den unliebenswürdigen Hauptmann einmal zaghaft um seine Meinung fragte, meinte er wütend: "Es ist ja alles Wahnsinn, der Kessel ist bereits zu, aus Ostpreußen kommt keiner mehr heraus, die Leute sollen bleiben, wo sie sind!" Als ich aber von unserer Abfahrt nach Braunsberg erzählte, meinte er knurrend: "Ja, der Zug fährt, und ein Weg übers Haff ist auch noch offen!" Sein Knurren klang mir wie Sphärenmusik in den Ohren.

... (Wir) müssen etwa am 12. Februar in Braunsberg angekommen sein. ... Stundenlang standen wir zunächst mit einer Unmenge von Flüchtlingen in der ungemütlichen Bahnhofshalle herum. Gegen Mittag befahl ein Offizier allen Flüchtlingen, die Halle sofort zu räumen und sich zum Rathaus zu begeben. Hier trat dann zum ersten Mal während unserer Flucht die NSV

in Erscheinung und verteilte eine warme Suppe und Kekse für die Kinder.

Dann wurden alle am laufenden Band auf die vorbeikommenden Ziviltrecks verladen, deren Lenker uns nur sehr widerwillig aufnahmen. Oft geschah es nur unter Pistolenandrohung durch die anwesenden SA-Leute. Wir waren zu einem Bauern aus dem Kreis Neidenburg gekommen, ein großer, wortkarger, kräftiger Mann, der weder liebenswürdig noch unfreundlich war. Wir redeten alle nur das Notwendigste und kamen ganz gut miteinander aus. Der Bauer hatte nur noch einen Knecht bei sich, seine Familie war bereits vorgefahren.

Nachdem wir einen Landweg zum Haff heruntergefahren waren, setzten wir bei Anbruch der Nacht die Fahrt über das vereiste Haff fort. Vorher wurden wir noch gezwungen, einen Verwundeten, den ständige Schmerzen plagten, auf unserem Wagen mitzunehmen.

Schon in der ersten halben Stunde brach sich das Fohlen, das neben uns herging, beide Beine und mußte zurückgelassen werden. Kurz darauf geriet eines der beiden Pferde, die den Wagen zogen, in ein Eisloch und mußte mühsam mit einer Axt befreit werden. Der Bauer zitterte am ganzen Körper vor Furcht, auch dieses Tier könnte sich die Beine brechen, denn ein Pferd hätte das Fuhrwerk nicht ziehen können. Auch waren wir genötigt, in riesigen Abständen zu fahren und stundenlang auf der gleichen Stelle stehen zu bleiben. Jeder, der zu überholen versuchte, wurde mit den wildesten Schimpfworten belegt und fast tätlich bedroht. Da nun aber schon lange Tauwetter eingetreten war, so war das Eis bereits mit einer Wasserschicht bedeckt, und je länger wir standen, desto höher stieg das Wasser.

Ich saß stundenlang unbeweglich und starrte auf den breiten Rücken des Bauern vor mir und dann durch einen Spalt daneben über die weite Fläche des Haffs und den schwarzen Nachthimmel, der sich darüber spannte. Ab und zu beleuchteten Fackeln die vorgezeichnete Wegstrecke. Dann sah man die endlosen Reihen der Trecks, die sich ... in großen Abständen mit fast unvorstellbarer Langsamkeit fortbewegten. Es kam mir vor wie ein langer Leichenzug, und langsam ... kroch die Kälte an uns hoch ...

Als es hell wurde, sah man überall die eingebrochenen Wracks der Trecks und Autos herumliegen. Einigen Leuten war es gelungen, sich zu retten, und diese zogen nun zu Fuß weiter. ... Die Kinder wurden von der Kälte und dem wenigen Essen immer matter und wollten gar nicht mehr aus dem Wagen heraus. Sie erkrankten später an ruhrartigem Durchfall, der sog. "Landstraßenkrankheit", der wir alle zum Opfer fielen. ...

Und unsere armen Verwundeten! Wie anders hatte ich mir ihre Betreuung vorgestellt! Wie vielen war ich z.B. schon in Mehlsack begegnet, die uns - direkt von der Front kommend - blutend, hinkend, z.T. mit schwersten Verletzungen entgegenwankten. Und auch bei dieser Fahrt über das Haff wurden sie einfach mit Gewalt in die überfüllten Trecks gestopft oder lagen bei Schnee, Sturm und Regen auf offenen Heuwagen. Erst in Kahlberg wurden sie von Sanitätern in Empfang genommen und nach einer Sammelstelle für Verwundete gebracht.

Kahlberg war für uns eine große Enttäuschung. Welch guten Klang hatte dieser Name früher als idyllisch zwischen Haff und See gelegener Badeort! Jetzt herrschte ein naßkaltes Februarwetter. Alle Straßen waren völlig aufgeweicht, wir versanken bis über die Knöchel im Schlamm und bekamen überhaupt nicht mehr trockene Füße. Ein Quartier war auch nicht mehr frei, wir mußten auch nachts mit den Kindern im Wagen bleiben. Die Verpflegungsfrage begann nun zum brennendsten Problem zu werden. Stundenlang war ich im Ort nach Essen unterwegs, doch mußte ich immer wieder erfolglos umkehren, da ich Furcht hatte, die Kinder allzu lange allein zu lassen.

Am Morgen aßen wir das letzte Stück Brot! Dann begab ich mich zur Kreisleitung, wo Schiffskarten nach Danzig verteilt werden sollten. Doch hörte ich, daß man bis auf schwangere Frauen und sehr kinderreiche Mütter alle zurückgeschickt hätte. Die Frauen, die noch von 5 Uhr morgens dasaßen, waren durch das lange Warten in schrecklicher Wut.

Der Kreisleiter, am ganzen Leib vor Wut zitternd, schrie sogar Schwerkriegsbeschädigte an, er

würde sie mit der Polizei herausjagen. "Schlagt doch die braunen Hunde tot!", schrien einige Frauen neben mir: "Wenn die Russen schon hier wären, würden vielleicht wenigstens unsere Kinder nicht mehr hungern". Ich verließ resigniert den Raum. Auch an Verpflegung konnte ich gar nichts mehr erobern, und jeder, der mit Brot vorbeikam, erschien mir als der beneidenswerteste Mensch unter der Sonne. ...

Viel schlimmer als der beginnende Hunger war der Durst. Dauernd, wahrscheinlich durch den ständigen Aufenthalt in freier Luft - klebte uns die Zunge förmlich am Gaumen fest. Wasser durfte wegen (der) Typhusgefahr nicht getrunken werden. Trotzdem glaubten wir nun, wo wir wieder festen Boden unter den Füßen hatten, das Schlimmste überstanden zu haben, die Nahrungsstraße in einem Tag zu überwinden und dann in gute, sichere Quartiere zu kommen. ...

O, diese Nahrungsstraße! ... Sie war so schmal, daß 2 Wagen nebeneinander nur ganz knapp Platz hatten. Zur Linken schimmerte häufig die Eisfläche des Haffs, zur Rechten war Wald. Zu dem völlig aufgeweichten Boden wies die Straße ein tiefes Schlagloch nach dem anderen auf, jedes von der Größe eines halben Zimmers. Es gab zwar noch eine zweite Straße, aber die war der Wehrmacht vorbehalten. Dadurch nun, daß die Wagen in unabsehbar großer Zahl immer einer hinter dem anderen fuhren, entstanden noch viel mehr Stauungen und Stockungen als sonst. Ein Drittel der Wagen etwa war schon auf dem Eis liegengeblieben, ein weiteres Drittel ging hier kaputt. Wenn wieder jemand vor uns einen Radbruch hatte, dauerte es stets einige Stunden, bis wir weiterfahren konnten.

Dieses endlose Warten ... machte die Fahrt wirklich unerträglich. Wieder ein Loch, wieder tiefster Schlamm, wieder eine Anhöhe. So kamen wir während eines ganzen langen Tages nur 3-5 km vorwärts, und das "Hü, hü, hü", dieses heisere ... Gebrüll des Bauern, mit dem er die Pferde antrieb, wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Ab und zu wurde unterwegs eine warme Suppe ausgeteilt, aber kein Brot. Wir bettelten häufig Soldaten an. ...

Als die Trecks gerade wieder stundenlang hielten, wurden dicht an uns vorbei auf der schmalen Straße Tausende von gefangenen Russen getrieben. Sie sahen zerlumpt und elend aus, viele mongolische Typen waren darunter, jeder hatte 2 Kohlrüben als Proviant umgehängt. Manchmal gingen einige zu den toten Pferden, die überall herumlagen, und schnitten sich ein Stück Fleisch ab, was sie dann sofort mit Heißhunger verzehrten.

Einer unserer Wachsoldaten, der nebenher ging, rief mir zu: "Nehmen Sie Deckung, junge Frau, ... die Waldstraße ist schmal und einsam, und wenn die Gefangenen jetzt über die Trecks herfallen, kann niemand helfen." "Wir haben doch unsere Wehrmacht", sagte ich, äußerlich ruhig, innerlich wie gelähmt vor Furcht. Er zuckte mit den Achseln, "Gott, wir paar Mann, was können wir noch machen!" Gottlob aber geschah nichts, und langsam, langsam kamen wir schließlich doch weiter. Am Weg lagen außer den toten Pferden schon viele alte Leute kraftlos da. Mütter mit Säuglingen kauerten am Straßenrand. Ihre Trecks waren unterwegs zusammengebrochen, und wahrscheinlich erreichte kaum einer von Ihnen mehr Danzig, das uns damals noch an die Insel der Seligen erinnerte.

Oft malte ich mir aus, während die Russen ihre Artilleriegrüße von Elbing herüberschickten, wie furchtbar es wäre, wenn wir so kurz vor dem Ziel hier noch elend umkommen müßten. Denn zu Fuß konnte ich mit den Kindern nicht mehr 10 Schritte weit kommen. Axel hatte eine Fußentzündung, weil wir ja nie mehr aus den Schuhen kamen, und der kleine Olaf war noch kränker. Wieder aber hatten wir Glück im Unglück: Unser Wagen war einer der stabilsten. Er hatte einen Holzaufbau mit Dach und Gummirädern. Zwar hatten wir öfters Schäden, doch schließlich kamen wir alle heil über diese entsetzliche Todesstraße hinweg.

Der Bauer fuhr noch einige Kilometer weiter, bis wir das riesige Sammellager in Stutthof erreichten. Hier traf mich ein neuer Schlag. Durch eigene Unachtsamkeit verlor ich unser letztes Gepäck und meine Handtasche mit Geld, Sparbüchern, allen wichtigen Papieren und unserem gesamten, sehr wertvollen Familienschmuck.

Auf den Wegen des Lagers herrschte ein unbeschreiblicher Schmutz, meine Kinder lagen krank im Stroh einer Baracke. Die große NSV-Organisation versagte völlig. Nur Leute, die gesund waren und alleinstanden, konnten mit Erfolg den ganzen Tag nach Brot und Wassersuppe anstehen. ...

Nun mußte ich auch die bittere Erfahrung machen, daß größtes Elend im allgemeinen nicht verbindet, sondern im Gegenteil die Menschen nur noch viel egoistischer und härter macht. Vergebens wandte ich mich unter Selbstmorddrohungen verzweifelt an Zivil- und Aufsichtspersonen. Schließlich half mir ein SS-Offizier, von dem ich es am wenigsten erwartet hatte. Er ließ die Kinder durch einen seiner Leute in eine Baracke bringen, wo sich diejenigen Personen aufhielten, die zuerst, d.h. noch im Laufe dieses Tages weiterbefördert werden sollten. Auch eine Suppe brachte man uns, und bei Anbruch der Dunkelheit wurden wir zwar nicht in einen Zug nach Danzig gesetzt, dafür aber auf einen Lastwagen der Wehrmacht, der nach Dirschau fuhr.

In einem Dorf bei Dirschau verbrachten wir eine angenehme Nacht in einem von Soldaten besetzten Bauernhaus. Es gab warmes Wasser zum Waschen, gutes Essen und sogar Radiomusik. Und ehe wir am nächsten Tag nach Dirschau weiterfuhren, schenkten uns die freundlichen Soldaten noch ein Handtuch, Seife und einen Korb, in dem wir die mitgebrachte Verpflegung verstauen konnten. Es war wie eine Oase in der Wüste.

Im Wartesaal des Dirschauer Bahnhofs gab es noch Kellner, gedeckte Tische, Blumen und sogar Frauen, die Hüte trugen! Dies schien uns märchenhaft. Leider aber gingen die Züge auch hier schon recht spärlich, und der Flüchtlingsandrang war so groß, die Stimmung überall so gereizt und haßerfüllt auf jeden, der einen kleinen Vorteil errang, daß meine Hoffnungen, überhaupt nach Danzig zu kommen, schon wieder ganz tief sanken. Danzig aber war das vorgeschriebene Flüchtlingsziel. Hier endlich sollte es Lebensmittelkarten, Bezugsscheine und Privatquartiere geben. ...

Ich lernte im Wartesaal - nachdem die NSV uns noch einige Kleidungsstücke für die Kinder geschenkt hatte - einen freundlichen Wachtmeister kennen. Dieser wiederum kannte einen Eisenbahnbeamten, und beide zusammen brachten das Wunder fertig, uns im Zug nach Danzig noch 2 Plätze zu erkämpfen. Allein hätten wir dies niemals geschafft!

Am 20. Februar trafen wir in Danzig ein und wurden zunächst in eines der großen Auffanglager geschickt, wo wir nur auf Stühlen, fast ohne Verpflegung, einen Tag und eine Nacht verbrachten. Ich war körperlich, seelisch und materiell völlig am Ende meiner Kräfte. Doch Bekannte, die meinen Namen in der Auffangliste gelesen hatten, holten uns am nächsten Tag heraus und beherbergten uns 3 Wochen lang in ihrer Wohnung, obwohl dort bereits 10 Flüchtlinge untergebracht waren. ...

In den ersten 10 Tagen erschien uns das Leben geradezu paradiesisch: Die Läden waren offen, die Straßenbahnen gingen noch, man konnte kochen, waschen und heizen. Und was bedeutete nach allem, was wir durchgemacht hatten, schon das bißchen Fliegeralarm und Luftschutzkelleraufenthalt??! Es gingen noch einige Züge nach Berlin. Doch meine Freunde, die diese Fahrgelegenheit benutzt hatten, mußten auf halbem Wege wieder umkehren, da die Russen bereits in Pommern waren und nun - von Ostpreußen und von Pommern her - Danzig in die Zange nahmen. Schwere Fliegerangriffe und alarmierende Nachrichten, das ständige Vordringen der Russen betreffend, häuften sich.

Des schlechten Gesundheitszustandes meiner Kinder wegen wollte ich so lange wie irgend möglich mit der Weiterreise "ins Reich" warten. Viele wollten sich in den Kellern häuslich einrichten und gar nicht mehr weiter. Fast hätte ich auch nicht mehr die Entschlußkraft zur Weiterreise aufgebracht, hätten nicht gute Freunde so sehr darauf bestanden. So fuhren wir am 12. März zum Hafen von Neufahrwasser, wo wir am 14. März den großen Hilfskreuzer "Hektor" bestiegen, der etwa 5.000 Flüchtlinge faßte. Die Besatzung bestand fast ausschließlich aus

Seekadetten. Erst mitten auf See erzählte uns der Kapitän, daß die Fahrt nicht, wie wir angenommen, nach einem Ostseehafen, sondern nach Dänemark ging.

Nach ruhiger Fahrt, wenn auch unter fast unerträglichen Unterbringungsbedingungen, erreichten wir am 19. März den Hafen von Kopenhagen.<<

Lebensverhältnisse vor dem Einmarsch der sowjetischen Truppen in Rössel im Januar 1945

Erlebnisbericht der Ella H. aus der Stadt Rössel in Ostpreußen (x001/98-100): >>Es fährt kein Zivilzug mehr. Telefonische Anfragen bei der Bahn bestätigen diese Tatsache, bringen aber die Beruhigung, daß doch noch, sogar noch fahrplanmäßige Züge fahren werden. Zur Zeit würde vor allem Militär in die Gegend von Preußisch Holland – Elbing und ins Heilsberger Dreieck transportiert. Noch sei Ostpreußen nicht aufgegeben, und wenn diese Transporte vorüber wären, befördere die Bahn auch wieder Zivilvolk.

Unaufhörlich durchzogen Truppen die Stadt. Motorisierte Einheiten gaben auf Befragen der Bevölkerung den Bescheid, sie seien beauftragt, Elbing freizukämpfen. Freizukämpfen? Dann ist Ostpreußen ja schon vom Reich abgeschnitten! Und ringsum Eis und Schnee und - Russen! Wo soll man hin? Die Erregung steigert sich. Die Ungewißheit belastet. Die deutschen Truppen sagen, geht den Russen aus dem Wege, es sind Tiere. ...

24. Januar 1945. Der Rundfunk bringt um 14 Uhr die vernichtende Gewißheit. Um Elbing wird gekämpft, auf Königsberg drängt der Feind vor. ... Völlig abgeschlossen von aller Welt! Den Russen preisgegeben. Wie in all den Wochen vorher ziehen Tag für Tag, Nacht für Nacht, unaufhörlich, ohne Unterbrechung Ziviltrecks über die verschneiten Straßen. Sie sind schwer beladen, kaum können die Pferde weiter. Die Wagen knarren und ächzen und - brechen. Dann gibt es Aufenthalte, Verkehrsknäuel, Verwirrungen. Und durch all den Jammer fährt die weichende deutsche Truppe, (oft) von russischen Fliegern angegriffen. Bomben fallen auch in die Ziviltrecks. Die Toten, die Wagentrümmen, die Pferde werden in die Chausseegräben geschoben, ohne Aufenthalt soll es weiter gehen, nach ... Westen. Dazu strenger Frost, tiefer Schnee.

Die Bevölkerung hat es aufgegeben, den Russen zu entkommen, der größte Teil beschließt zu bleiben. Einige ziehen auf die Dörfer. Die Bleibenden beruhigen sich in der Hoffnung; "1914 waren die Russen im allgemeinen ja auch Menschen und benahmen sich, von einzelnen Übergriffen abgesehen, als solche". Draußen schrecken Kälte und Frost und Schnee und Hunger und der sichere Tod. Man vernimmt fernes Dröhnen, dumpfen Schall von großen Sprengungen. Es sollen die Anstalten von Carlshof, das Führerhauptquartier bei Rastenburg sein.

26. Januar 1945. Der Russe zieht in Rastenburg ein. Das erfuhr die Rösseler Bevölkerung aber erst später. Daß er aber von Lötzen her im Anmarsch auf Rössel war, das hörte man bald. Aus der Ferne (hörten wir) das Rollen und Grollen der nahenden Front. Gelähmt, ohne Entschluß, ohne Tatkraft harrte man den immer näher kommenden, grauenhaft drohenden Dingen entgegen. Fast wollten die Nerven versagen. ...

Sämtliche Geschäfte sind seit Tagen dazu übergegangen, ohne Marken, ohne Bezugsscheine Waren zu verkaufen und geben sie in jeder Menge ab. Männer sind wenige in der Stadt. Die meisten holte der Volkssturm. Mittags schließen die Banken, um nie wieder zu öffnen. ... Alles zieht sich in seine Familie zurück. ... Einzelne wandern noch den nahen Dörfern zu und tragen und fahren auf Handwagen und Rodelschlitzen die Alten und einen winzigen Teil ihrer Habe mit. Licht und Strom gibt es nicht mehr. Im Laufe des Tages sprengte deutsches Militär die elektrischen Anlagen, ebenso das Gas- und Wasserwerk. Wasser mußte oft von weither geholt werden.

In der Nacht zum Sonntag fährt tatsächlich noch ein Zivilzug ab. Es ist unwiderruflich der letzte Zug, denn gleich darauf sprengen deutsche Truppen die Bahnstrecke. Grauensvolle Dun-

kelheit. Eine fürchterliche Nacht. Gegen Morgen rückt das Rumoren der Front näher und näher. Schon hört man das Heulen und Bersten der Granaten. ...

Sonntag, 28. Januar 1945. Die Sprengung der Bahngleise ... weckte in der Nacht die vom Schlaf überwältigten und schreckte sie hoch. Man packte, was noch zu packen war, und rüstete zum letzten Kirchgang. Das Landvolk, das die Stadt in friedlichen Zeiten an den Sonntagen belebte, fehlte. Es wollte die Dörfer nicht mehr verlassen, der Russe stand vor der Tür. Die große Kirche war nur zur Hälfte gefüllt. Die Orgel, die seit Kriegsbeginn von einer Katharinschwester gespielt worden war, schwieg heute. Seine letzte heilige Messe in seiner Pfarrkirche feierte Erzpriester Dr. P., der wenige Monate später im Ural verhungerte, um 8 Uhr. Eine tiefe, stille Andacht senkte sich über die gequälten Menschen, verzagte, verzweifelte Hilferufe zu Gott, er möge das Schicksal wenden, stiegen zum Himmel.

Die Angst der Kreatur vor den kommenden Tagen schob sich wie ein schwarzes Unwetter über die Andacht der Menschen. Der Erzpriester erteilte den letzten Segen, und aufs tiefste erschüttert ... verließen die Gläubigen die Kirche. Am Abend zogen die Russen in die Stadt ...<<

Flucht über das Frische Haff nach Westpreußen von Januar bis Februar 1945

Erlebnisbericht der I. K. aus der Stadt Gumbinnen in Ostpreußen (x001/118-124): >>Wir lebten in der Grenzstadt Gumbinnen in Ostpreußen. Nachdem im Juli 1944 die Luftgefahr sehr zugenommen hatte, wir oft stundenlang im Luftschutzkeller zubringen mußten und größere Luftoperationen erwartet wurden, evakuierte man Frauen, Kinder und gebrechliche Personen vorsorglicherweise in die nähere Umgebung der Stadt. Nach drei Tagen, am 1. August 1944 in den Abendstunden, wurden wir wieder nach Gumbinnen zurückgeholt, um uns für einen Weitertransport am nächsten Tage vorzubereiten.

Einen Teil der Nacht verbrachten wir im Luftschutzkeller. In den Zwischenpausen packte ich das Notwendigste an Wäsche, Kleidungsstücken, Betten und Gebrauchsgegenständen zusammen. Es durften nur 5-6 größere Gepäckstücke mitgenommen werden. In den Morgenstunden stellten wir dann die gepackten Sachen, mit Namen versehen, vor die Haustür. Zum Abtransport wurden Lastkraftwagen zur Verfügung gestellt. Straßenweise wurden die Gepäckstücke abgeholt und zur Bahn gefahren. Mit Bekannten begaben wir uns zur Bahn, ohne zu ahnen, daß wir unsere Stadt, unsere Wohnung, unser Hab und Gut und alles, was uns lieb und teuer war, was wir uns in jahrelanger Arbeit beschafft hatten, nie mehr sehen würden.

Um 11 Uhr vormittags fuhr der Transportzug ab. Wir kamen in die Stadt Braunsberg, etwa 100 km von der ostpreußischen Grenze entfernt. Der Zug benötigte zur Überbrückung dieser an sich kurzen Entfernung ca. 15 Stunden, so daß wir erst um ca. 4 Uhr morgens am Bestimmungsort eintrafen. Luftalarm, Wehrmachtstransporte usw. waren die Ursache der Störungen. Von meinem Mann, der im Brückenkopf Memel/Ostpreußen eingesetzt und eingeschlossen war, hatten wir schon lange keine Nachricht erhalten. Bis Mitte Januar 1945 wußten wir noch nicht, in welcher Gefahr wir uns befanden, da alle diesbezüglichen Gerüchte durch Presse und Rundfunk dementiert oder zumindest abgeschwächt wurden. Groß war unsere Freude, als uns mein Mann, der als Kurier eingesetzt war, am 20. Januar für einen Tag besuchte.

Am 21. Januar ließ uns unser Quartiergeber sagen, daß wir uns für Dienstag, den 23. Januar, zum Abtransport nach der Stadt bereit halten sollten. Mein Mann mußte uns trotz der großen Gefahr, in der wir schwebten, verlassen, ohne uns helfen zu können. Am Tage, noch besser in den Abendstunden, war der Kanonendonner von der Kampffront zu hören. In der Stadt Braunsberg herrschte eine nervöse Unruhe; es war ein Hasten und Jagen, niemand wußte, was er beginnen sollte. Die Nacht verbrachten wir schlaflos, weil der Kanonendonner immer näher rückte.

Am Morgen sollte ein Transportzug in die Provinz Sachsen abgehen. Ich ließ mein Gepäck

zur Bahn bringen, aber es wurde nicht mehr angenommen. Es wurde uns erklärt, daß der Flüchtlingszug ... nicht abfahren könnte, weil die einzige Ausfahrtstrecke ins Reich, Braunsberg – Elbing, unter feindlichem Artilleriebeschuß liege. Wir blieben bei meiner Schwester, die ebenfalls in Braunsberg untergebracht war. In der Stadt selbst begann es unheimlich zu werden, etwas Furchtbares schwebte über der Stadt.

Wir legten uns in Kleidern zur Ruhe, aber (der) Kanonendonner ließ uns nicht zur Ruhe kommen. Die Flüchtlinge wurden durch Lautsprecherwagen immer wieder zur Ruhe gemahnt, es hieß, es würde keine unmittelbare Gefahr für die Einwohner bestehen. ... Erst später erfuhren wir, daß russische Panzerspitzen bis an den Stadtwald herangekommen waren, aber von unseren Truppen zurückgeschlagen werden konnten.

In den Vormittagsstunden des 27. Januar begab ich mich zur Stadtmitte, um Lebensmittel einzukaufen. Es war ein bitterkalter Wintertag. Über der Stadt lag ein Alpdruck. Man glaubte, im nächsten Augenblick müsse Schreckliches passieren. Ohne etwas eingekauft zu haben, wollte ich nach Hause gehen, als ein Lautsprecherwagen auf dem Marktplatz Anweisungen für Frauen, Kinder und gebrechliche Personen zur Flucht gab. Schnell begab ich mich zur Wohnung meiner Schwester, die mit meinen beiden Mädels, 16 und 3 ½ Jahre alt, voll Ungeduld auf mich wartete.

In meiner Abwesenheit gingen Helfer der Volkswohlfahrt von Haus zu Haus und forderten Frauen und Kinder zur sofortigen Flucht auf. Es wurden Trecks zusammengestellt, die in Richtung Heiligenbeil in Marsch gesetzt wurden. Auf der Straße stand ein Trecker mit Anhänger. Da ich annehmen mußte, daß auch diese Menschen flüchten wollten, stieg ich mit meiner großen Tochter auf den Anhänger; meine Schwester reichte mir meine kleine Tochter zu und warf schnell noch eine Steppdecke auf den Wagen. Insgesamt befanden sich 30 Personen auf dem Anhänger.

Es herrschte eine grimmige Kälte, dazu noch Schneegestöber, es zog von allen Seiten, bald spürten wir unsere Füße nicht mehr. Am meisten hatte mein kleines Mädel unter der schneidenden Kälte zu leiden. Eine Mitfahrerin schenkte jeder von uns ein Paar wollene Socken. Wir selbst waren auf diesen harten Fluchtweg nicht vorbereitet und konnten nur ein kleines Köfferchen mit den allernotwendigsten Sachen mitnehmen.

Als wir ca. 500 m vor dem Ort Leysuhnen am Frischen Haff waren, (blieb) der Trecker infolge der hohen Schneewehen (liegen). Auch 4 Pferde, die herangeholt wurden, konnten die Zugmaschine nicht fahrbereit bekommen. Es blieb uns nichts anderes übrig, als den Weg zur nächsten ... Ansiedlung zu Fuß zurückzulegen. Ich mußte meine kleine Tochter tragen. Es war kein Gehen, sondern nur noch ein Humpeln. Es dunkelte bereits, als wir im Gasthof der Ortschaft landeten. In allen Räumen waren schon viele Flüchtlinge. Ich versuchte, die Füße meiner kleinen Tochter zu erwärmen. Auch das offene Herdfeuer vermochte es nicht. Erst nach ca. 90 Minuten erwärmten sie sich langsam. Zum Schlafen wurde Stroh herbeigeschafft, und verpflegt wurden wir aus der Wehrmachtsküche.

Nachdem wir 3 Tage lang im Quartier zugebracht hatten und die Lage immer kritischer wurde, ... schloß ich mich einem ostpreußischen Bauern an, der am Dienstag, dem 30. Januar, auf eigene Verantwortung den Übergang über das kaum vereiste Frische Haff wagte. Er hatte noch 4 Polenfamilien, die ebenfalls vor den Russen Angst hatten, bei sich. Um 9 Uhr morgens setzte sich der Treck in Bewegung!

Im ersten Wagen saßen die 18jährige Tochter des Bauern und mein kleines Mädel, schön warm in Decken eingepackt. Die Bauersfrau, ihr 12jähriger Sohn, meine große Tochter und ich hatten uns Wolldecken über den Kopf gehängt, um uns vor der schneidenden Kälte zu schützen, und gingen hinterher. Da der Schnee sehr hoch auf dem Eis lag, war es nur ein mühsames Vorwärtsbewegen, bald blieben wir ca. 100 m hinter den Fahrzeugen zurück.

Aus der Königsberger Richtung grollte unheilvoll der Kanonendonner über das Haff. Wir hat-

ten etwa 5 km zurückgelegt, als ich vor Schreck wie gelähmt stehenblieb und nicht einmal schreien konnte. Ich sah die Pferde und die Vorderräder des Wagens, auf dem sich mein kleines Mädel und das Bauernmädchen befand, versinken. Der Bauer hatte die Fahrtrichtung verloren. Der Wagen war in eine Eisspalte geraten. Wie das Bauernmädchen mein kleines Kind so schnell aus dem sinkenden Fahrzeug herausbekommen hat, ist mir heute noch ein Rätsel. ... Wir mußten zurück, um nicht zu erfrieren. Vollkommen erschöpft kamen wir wieder im Gasthaus an.

Jetzt erst wurden die Pioniere der Wehrmacht eingesetzt, die Bohlen und Pontons über die Eisspalten legten. Am Mittwoch setzte Frostmilderung ein. Am Donnerstag wurde das Haff zum Übergang freigegeben. Da setzte Tauwetter ein, und auf dem Haff bildete sich eine ca. 20 cm tiefe Wasserschicht. Ein Übergang zu Fuß über das Haff war also vollkommen unmöglich. Am Freitag wurde unser Quartierort Leysuhnen zur Hauptkampflinie erklärt, und alle Zivilpersonen sollten den Ort verlassen. Das Gasthaus wurde zum Lazarett umgewandelt. Ein weiteres Verbleiben in diesem Ort war also unmöglich. Wo sollten wir nun aber bleiben?

Nach Braunsberg durften wir auch nicht mehr zurück, weil die Stadt mit Flüchtlingen überfüllt war. Der Weg über das Frische Haff und der 95 km lange Nehrungsweg bedeuteten den sicheren Tod, erklärten uns Offiziere der Wehrmacht. Es blieb uns nichts anderes übrig, als mit dem Treckerzug, der inzwischen flott gemacht worden war, nach Braunsberg zurückzufahren (etwa 20 Personen).

Wir mußten uns im Fahrzeug ganz ruhig verhalten, um bei den Wehrmachtsskontrollen nicht aufzufallen, die keine Zivilpersonen nach Braunsberg zurückließen. Der Fahrer erklärte den Kontrollen, daß er Munition für die Wehrmacht holen sollte. So landeten wir am 2. Februar nach mehreren vergeblichen Versuchen, über das Haff zu kommen, wieder in Braunsberg. Inzwischen hatte sich meine Schwester, die uns in Sicherheit glaubte, zu Fuß auf die Flucht gemacht. Die Wohnung war von anderen Flüchtlingen belegt worden. Das Zimmer meiner Schwester wurde uns aber zur Verfügung gestellt.

Die Bevölkerungszahl der Stadt war durch den andauernden Zuzug von Flüchtlingen auf das 4- bis 5fache angestiegen. Elektrisches Licht gab es nicht mehr. Es war fast ein Ding der Unmöglichkeit, Brot zu bekommen. Man konnte von Glück sagen, nach 2stündigem Anstehen ein heißes Brot erwischt zu haben. Während dieser Wartezeiten gab es Bombenangriffe und Bordwaffenbeschuß. Nachdem wir nachts 6mal den Luftschuttkeller aufsuchen mußten, sind wir beim 7. Alarm nicht mehr in den Keller gegangen. Durch all diese Ereignisse zermürbt, öffnete ich den Gashahn. Leider oder Gott sei Dank war nur noch so viel Gas in der Leitung, um kaum eine Tasse Tee wärmen zu können.

Am Montag, dem 5. Februar 1945, einem herrlichen sonnigen Wintertag, wurden wir durch Bombenabwürfe eines feindlichen Flugzeuges erschreckt. Das Flugzeug verschwand dann wieder, und wir beruhigten uns. Da wir unsere Lebensmittelkarten, die während der Zeit unserer ersten Fluchtversuche ausgegeben worden waren, noch nicht hatten, begaben sich 2 Flüchtlingsfrauen und meine größere Tochter zur Ausgabestelle, um die Karten in Empfang zu nehmen. Die drei hatten sich kaum aus dem Haus entfernt, als Bombenabwurf auf Bombenabwurf erfolgte. In einer kleinen Atempause wurden auch schon die ersten Verletzten in unseren Keller gebracht. Auch unsere drei, die auf dem Weg zur Kartenstelle waren, kamen verstaubt und erschreckt zurück.

Die Bombenabwürfe dauerten mit geringen Unterbrechungen, bis in die Mittagsstunden hinein; selbstverständlich durften wir während dieser Zeit den Keller nicht verlassen. Es folgte dann eine größere Pause, in der wir frische Luft schöpfen konnten.

Während dieser Pause wurden die Flüchtlinge durch Lautsprecherwagen aufgefordert, die Stadt zu verlassen. Wie ein Ertrinkender klammerte man sich an jeden Strohhalm, um aus der Stadt zu kommen. Um Näheres zu erfahren, eilte ich im Laufschrift über Glas- und Bomben-

trümmer hinweg zur nächsten, etwa 10 Minuten von unserem Quartier entfernten, NSV-Stelle. Hier brachte ich in Erfahrung, daß Lastkraftwagen und Trecks an der Frauenburger Chaussee bereitstanden und Anweisung hatten, uns mitzunehmen.

Auf dem Rückweg ... vernahm ich Flugzeuggeräusche. Unter einer Linde überlegte ich blitzschnell, ob ich stehenbleiben oder weiterlaufen sollte. Schließlich rannte ich, um mein Leben kämpfend, 20 m weiter zum nächsten Haus. Ich hatte nicht mehr die Zeit und die Kraft, um die Tür zu schließen, da setzte auch schon der Bombenhagel ein; gleichzeitig wurde jeder, der sich auf der Straße sehen ließ, mit Bordwaffen beschossen. Nach dem Abflug der Flugzeuge wurden die Verwundeten aus den Kellern in unbeschädigte Häuser gebracht. Vor der Linde, unter der ich ursprünglich Schutz gesucht hatte, sah ich einen lichterloh brennenden Kraftwagen. Bis zu meinem Quartier war es nicht mehr weit.

Ich sah dieses Haus in eine große Staubwolke gehüllt. Gott sei Dank fand ich meine Kinder unverletzt vor. Sie hatten nur einen ordentlichen Schreck bekommen, und sie waren über und über mit Schutt und Ziegelstaub bedeckt. Eine Bombe war 3 m vom Hause entfernt in den Garten gefallen und hatte die Insassen des Luftschutzkellers ordentlich durcheinandergewirbelt. Dann setzten wieder bis in die Abendstunden hinein Bombenabwürfe und Bordwaffenbeschuß ein.

Kein Flüchtling war in der Lage, dem Aufruf, die Stadt zu verlassen, zu folgen. ... An diesem Tage sind viele ostpreußische Kleinstädte wie Zinten und Mehlsack fast dem Erdboden gleichgemacht worden.

Während der Nacht saßen wir im Luftschutzkeller, ohne ein Auge zuzumachen, niemand konnte uns helfen. Flak-Offiziere, die ihre Kanonen auf dem Hof aufgestellt hatten, rieten uns, die Stadt in den Morgenstunden zu verlassen. Sie beschafften uns 2 Fuhrwerke und brachten uns zum Stadtrand. Aber schon auf dem Hinweg kamen uns Soldaten und Flüchtlinge entgegen, die nicht weitergekommen waren. Wir sahen das Sinnlose unseres Unternehmens ein und ließen uns wieder ins Quartier zurückfahren. Ich packte mein kleines Mädels warm in Decken ein, setzte es in einen Sportkinderwagen, packte weiter ein kleines Kofferchen mit den aller-notwendigsten Sachen, und dann wollten wir, zusammen mit einer Flüchtlingsfrau aus Osterode, zum letzten Mal versuchen, aus Braunsberg herauszukommen.

Meine große Tochter war schon erschöpft und verzagt, daß sie an keine Rettung mehr glaubte. In der Mitte der Stadt entdeckte die Osteroder Flüchtlingsfrau in einem Wehrmachtslastkraftwagen einen Bekannten aus ihrer Heimatstadt. Obwohl dieser Kraftwagen fast bis zur Decke mit Reis für die Truppen in Heiligenbeil beladen war, durften wir mit, hatten allerdings kaum Platz, um uns flach auf die Reissäcke zu legen.

Auf diese Art kamen wir bis nach Heiligenbeil und später mit viel Mühe und Not zum 2. Mal zum Haffübergangsort Leysuhnen. Durch Vermittlung eines Wehrmachtsarztes erhielten wir bei Fischersleuten ein Notquartier.

Am Haffufer wurden uns Plätze auf Bauernwagen zugewiesen. Leider wurde ich für einige Zeit von meinen Kindern getrennt. So begann unsere Reise durch einen Teil unseres Vaterlandes, leider anders, als wir es uns je erträumt hatten. Schauerlich spiegelten sich die hell brennenden Städte Braunsberg und Frauenburg auf dem Eise wider. Das erste Dorf, das wir nach gelungenem Haffübergang passierten, war Neukrug, ein kleines Fischerdorf.

Da der Ort vollkommen mit Flüchtlingen, Verwundeten und Kampfseinheiten überbelegt war, fanden wir, zusammen mit 30 anderen Leidensgenossen, nur noch in einer Räucherhülle Unterschlupf. Der enormen Kälte wegen waren wir gezwungen, ein wärmendes Feuer zu halten; leider hatte die Hülle keinen Rauchabzug, so daß wir den beißenden Qualm in die Augen bekamen. Ein Öffnen der Eingangstür war unmöglich, da russische Nachtflieger unweigerlich ihre Bomben abwarfen, wo sich Licht zeigte.

Nachts hörten wir die Hilferufe der beim Übergang auf dem Eise eingebrochenen Personen.

Es war nicht möglich, ihnen Hilfe zu bringen, denn ... wenn des Nachts mit Laternen gearbeitet wurde, waren sofort feindliche Flugzeuge zur Stelle. So ging auch diese Nacht vorüber, die wir stehend zubrachten, weil der Raum für die große Personenzahl zu klein war. ...

Dann ging die Reise dem Ostseebad Kahlberg zu. Über unsere Köpfe hinweg bahnten sich die Artilleriegeschosse der deutschen Kriegsmarine ihren Weg. In Kahlberg fanden wir am Strande, auf Decken liegend, erschöpfte Greise, die nicht weiterkonnten, weil sie nicht mehr die Kraft dazu hatten. ... In der Nähe der Strandhalle ... stand einsam und verlassen ein Kinderwagen mit einem toten Kind. ... In der Strandhalle fanden wir noch notdürftig Unterkunft. Hunger und Durst quälten uns, es gab dort keine Verpflegungsstelle. Der Durst wurde mit Schneewasser gelöscht.

Von Kahlberg ging es weiter nach Schönbaum an der Weichsel. Unterwegs hörten wir, daß man mit der Bahn besser und müheloser weiterkäme. Wir konnten uns nach der tagelangen Fahrt auf den Fuhrwerken kaum noch aufrecht halten, und ich begab mich zur NSV-Stelle in Karthaus, um erschöpfende Auskunft einzuholen. Unser Treck hatte Anweisung zum Essenempfang, und diese Pause nahm gewöhnlich 2 Stunden in Anspruch. Als ich zum Treck zurückkehrte, war von der Wagenkolonne nichts mehr zu sehen. Da ich aber die Reiseroute kannte (Stolp/Pommern), kam ich einigermaßen auf den Weg.

Leider nahm das Nachfragen eine geraume Zeit in Anspruch, und ich verlor so wertvolle Zeit. Erwähnen möchte ich hierbei noch, daß meine beiden Mädels mit dem Treck mitgefahren waren und nicht wußten, daß ich abwesend war. Daß ich den Treck doch noch einholte, hatte ich dem Umstand zu verdanken, daß sich der Eisenreifen eines Rades löste und der Schaden erst behoben werden mußte, ehe die Weiterreise angetreten wurde.

Nach den Auskünften in Stutthof, Karthaus hatte ich kein Verlangen mehr, mittels Bahntransport weiterbefördert zu werden. Die Züge waren in den meisten Fällen überfüllt, gingen mit unberechenbaren Verspätungen oder überhaupt nicht mehr ab, da auch diese Städte und Orte im Aktionsbereich der feindlichen Flugzeuge lagen. Auch die Kampffront - es waren schon mehrere Kessel gebildet worden - hatte sich bis nach Pommern verlagert.

So ging es Tag für Tag durch viele Orte weiter bis nach Langenberg an der Oder. Hier sollten wir übergesetzt werden. Wir warteten an einem Tage vom frühen Morgen bis Mitternacht darauf. Auch hier gab es noch einen Fliegergroßalarm. Die Übergangsstelle wurde nicht angegriffen, dafür gab es einen Großangriff auf Stettin.

Tag für Tag ... ging es bei Eis und Schnee, bei Sturm und Regen, bei Frost und manchmal auch Sonnenschein weiter. So manches Mal waren wir bis auf die Haut durchnäßt, die Kleider mußten am Leibe trocknen, es blieb uns nichts anderes übrig. ... Infolge der unregelmäßigen Mahlzeiten revoltierten oft Magen und Darm, und die Widerstandskraft der Körper erlahmte zusehends.

Hervorheben möchte ich die Hilfsbereitschaft der Wehrmachtsangehörigen. Sie taten ihr Möglichstes, um den Flüchtlingen zu helfen. Auch in einzelnen Dörfern ... gab es hilfsbereite und gute Menschen, die uns gut aufnahmen und verpflegten, und hier wiederum waren es gerade die Schichten der ärmeren Bevölkerung, die sich unser hilfreich annahmen.<<